

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 122 (1995-1996)
Heft: 12

Artikel: Jeder Schriftsteller hat seinen Preis
Autor: Gernhardt, Robert / Binder, Hannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-601855>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jeder Schriftsteller hat seinen Preis

Wege zum Ruhm.
Aufgezeichnet vom
deutschen Satiriker
und Dichter
Robert Gernhardt

Mein lieber Horst, es freut mich, dass Du meinen letzten Brief so begriffen hast, wie er gemeint war, als, um Dein Wort zu benutzen, *challenge*. Allerdings kann ich Dir die beruhigende Mitteilung machen, dass auch bei Künstlers nichts so heiss gegessen wird, wie es formuliert wird.

Hammer oder Amboss – vermutlich wirst Du weder dauernd der eine, noch ständig der andere sein, sondern mal der, mal der, ein Hamboss also, der teils austellt, teils einsteckt, apropos *einsticken* – zu diesem Thema hattest Du noch eine Frage, an welcher mich lediglich wundert, dass Du sie erst jetzt stellst: Was verdient so ein Schriftsteller eigentlich?

IN DER REGEL ZUWENIG, ZUMINDEST mit seinen Büchern. Da alle Zahlen aus der Luft gegriffen wären, Auflagen ebenso wie Prozente, will ich Dich nur auf zwei schlichte Allgemeinplätze führen: Ein Bestseller gelingt dem normalen Schreiber ebenso häufig wie ein Lottohauptgewinn dem normalen Bürger; und: Zehntausend verkaufte Bücher gelten bereits als Erfolg, weit darunter dümpelnde Auflagen sind die Regel – warum schreiben Schriftsteller dann eigentlich noch Bücher? Weil man davon leben kann.

Noch immer nämlich umgibt den



Buchautor eine Aura, die dem Drehbuchautor nie zuteil würde. Auch, ja gerade der, dessen Bücher kaum gekauft und wenig gelesen werden, kann damit rechnen, dass er unter die förderungswürdigen Kulturträger gezählt und mit Einladungen zu Lesungen, mit Stipendien und Preisen bedacht wird. Tief im Herzen des Bürgers nämlich haust neben dem Wunsch nach Sicherheit die Bewunderung für jene Kompromisslosen, die ihr Leben ohne Absicherung ihrem Werk opfern, was einen bis heute ungelösten, ja unlösbaren Widerspruch zur Folge hat. Einerseits schauen die Nachgeborenen ungläubig auf ihre Vorgänger

zurück, auf jene Barbaren, die Komponisten wie Mozart im Armengrab verscharrten, Dramatiker wie Büchner verfolgten, Romanciers wie Flaubert vor Gericht stellten und Malern wie van Gogh zu Lebzeiten lediglich ein Bild abkauften, weshalb die Späteren durch flächendeckende Kunstförderung zu verhindern suchen, dass sich diese Kulturschande in ihrer Generation wiederhole; andererseits gefährden all die Förderungen, Stipendien und Preise jene Unbedingtheit, welche den Künstler so wesenhaft vom Bürger unterschieden hatte: Offenbar nicht der, der einen Preis annimmt, für welchen Preis er zu haben ist?

Als relativ späterfener Seiteneinsteiger in die Literaturszene überblieb ich die Topographie der Förderpreise, Stipendien und Literaturfonds nur sehr summarisch: Ich weiß um all diese Fleischköpfe, ohne je hineingelangt zu haben. Weder habe ich in Klagenfurt den Ingeborg-Bachmann-Preis errungen, noch habe ich je eine Projektförderung vom Darmstädter Literaturfonds erhalten, ich konnte also auch nicht mit anderen Geförderten um die Wette lesen, in der Hoffnung, weiteres Geld oder einen New York-Aufenthalt zu ergattern, und doch darf ich mich, was Preis angeht, nicht mehr Jungfrau nennen.

1983 konnte ich das noch, da schrieb ich in *Wahrhaftiger Bericht über das Berühmtwerden*: «Beckett, der nicht zur Verleihung des Nobel-Preises erschienen war, Sartre, der ihn gar nicht erst angenommen hatte, das waren Helden, denen G. gern nachgeifert hätte. Das Vertrackte war lediglich, dass einen Preis nur ablehnen kann, wer ihn zuvor gewonnen hat. Das aber war G. zeit seines Lebens nie widerfahren, selbst den *Weihnachtsbuchpreis für den Klassenbesten*, der doch ziemlich wahllos recht unterschiedlich talentierten Rabauken zugefallen war, hatte er nie erhalten. Trotzdem hätte er natürlich den *Nobelpreis* bereits prophylaktisch ablehnen und damit beide, Beckett wie Sartre, an edler Einfalt und stiller Größe ausstechen können: «... möchte ich Sie daher bitten, mich schon mal gar nicht in Erwägung zu ziehen. Hochachtungsvoll G.»

DERLEI DENKSPIELE SETZEN EINE ganz spezielle Form der Unschuld voraus: Die dessen, der niemals in Versuchung geführt worden ist. Eine Unschuld, die mir in der Folgezeit, im Zuge eines langanhaltenden Preis-Pettings, langsam abhanden gekommen ist: Der erste Preis, der mir zugesprochen wurde, der *Jugendbuchpreis*, galt nicht mir allein; der zweite, der *Berliner Kritikerpreis* war undotiert; der dritte, der *Kulinarische Literaturpreis der Stadt Schwäbisch Gmünd*, wurde in Essensgutscheinen ausgezahlt; erst 1991 wurde ich wirklich auf die Probe gestellt: Eines schönen Abends klingelte das Telefon, und der Jury-Sprecher

Peter Härtling fragte mich, ob ich *Stadtschreiber von Bergen* werden wolle, mit der Ehre seien 30000 Mark steuerfrei verbunden sowie das einjährige, kostenfreie Wohnrecht im eingerichteten Stadtschreiberhaus incl. Telefonnutzung.

Schon mal prophylaktisch den *Nobelpreis* abzulehnen ist eine Sache, faktisch auf den *Stadtschreiber-Preis* zu

verzichten, eine andere. Auch und gerade dann, wenn man, wie ich, das Geld und die Logis nicht unbedingt brauchte: Ich verdiente auch so genug und hatte ohnehin nicht die Absicht, meine geräumige Frankfurter Arbeitswohnung gegen das nahegelegene, verwinkelte Stadtschreiberhäuschen einzutauschen. Wenn ich – Telefonnutzung! – wenigstens eine Freundin in Melbourne gehabt hätte ...

So aber stand ich mit gänzlich entschuldigungsleeren Händen da: Nahm ich den Preis an, so konnte ich mich nicht darauf hinausreden, der Not gehorcht zu haben. Was aber war es, das mir einblies: Nimm doch, nimm doch? Ruhmsucht? Geltungsdrang? Heitere Resignation: «O.k., o.k., ihr habt mich aufgestöbert und gestellt, ich ergebe mich in mein Schicksal» – ?

Wenn Du, lieber Horst, aus diesen Zeilen Skrupel heraushörst, liest Du richtig. Doch erwarte von mir keine schlüssige Antwort, sondern lediglich einen Erfahrungsbericht. Der freilich ist nur insofern von Interesse, wie er nicht ein Einzelschicksal, individuelle Marotten gar, referiert, sondern einen sozusagen hausgemachten Zwiespalt schildert, den ich nicht verschuldet hatte, sondern lediglich erlitt. Denn unüberhörbar war der ersten jene zweite Stimme beigesellt, deren «Nimm nicht, nimm nicht!» ebenso eindeutig war wie ihre Herkunft: Gleich allen anderen Ursprungsmethoden und Unschuldslegenden des Bürgertums – der edle Wilde, die sinnliche Zigeunerin, das unschuldige Kind, der knorrige Landmann, der tumbe Tor, der neue Mensch – ist auch der reine Künstler natürlich eine Künstlererfindung.

«Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet», lässt der als Minister nicht ganz mittellose Dichter Goethe seinen «Sänger» sagen, einen Fahrensmann, der die vom König angebotene goldene Kette als «goldne Last» bezeichnet und seine Kunst als unbezahlbaren Naturvorgang darstellt: «Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet» – und derart vogelgleich haben sich seither immer wieder Künstler über die Niederungen der plattmateriellen Welt erhoben.

ALS MIR 1983 DIE IDEE KAM, DEN *Nobelpreis* vorbeugend abzulehnen, hatte ich – zumindest – zwei Vorgänger. Zwei Männer des Worts, die vermutlich nichts voneinander wussten, als sie im gleichen Jahr, 1949, mit ihren Briefpartnern dieselbe Frage erörterten: Ob sie denn wohl im Fall der Fälle die Stockholmer Auszeichnung entgegennehmen würden?

Der eine, der amerikanische Autor Raymond Chandler, macht eine schlichte Kosten-Nutzen-Rechnung auf: «Wofür arbeitet ein Mensch? Für Geld?» fragte er seinen englischen Verleger Hamish Hamilton und antwortet: «Ja, aber in einem rein negativen Sinne. Ohne Geld läuft nichts, aber wenn man es einmal hat,

dann sitzt man da und zählt's und weidet sich daran. Alles, was man zuwege bringt, beseitigt einen Grund, etwas zuwege bringt

Ohne Geld läuft nix, mit Geld erst recht nicht

gen zu wollen. Wünsche ich mir, ein grosser Schriftsteller zu sein? Will ich den *Nobelpreis* gewinnen? Nicht, wenn ich dafür schwer arbeiten muß. Zum Teufel, der *Nobelpreis* geht an zu viele zweitrangige Leute, als dass ich deswegen noch gross in Aufregung geriete. Ausserdem müsste ich nach Schweden fahren, mich schnieke anziehen und eine Rede halten. Ist der *Nobelpreis* das alles wert? Verdammt noch mal, nein!»

Geschrieben am 22. Juni, im sonnigen kalifornischen Küstenort La Jolla. Auf den Tag genau vier Monate zuvor aber war Gottfried Benn im kalten Nachkriegsberlin zum gleichen Ergebnis gekommen: *Nobelpreis nein danke!* Am 22. Februar antwortete Benn dem Freund und Briefpartner F.W. Oelze auf dessen

Bemerkung, der diesjährige Nobelpreis gebühre von Rechts wegen nicht T.S. Eliot, dem Preisträger, sondern ihm, Gottfried Benn: «Nobelpreis. Bitte keine Witze! Ich weiss, wo ich hingehöre und wo nicht. Bis aufs Letzte werde ich meine Fragwürdigkeit verteidigen und immer von Neuem unter Beweis stellen!»

Fraglos ein hohes Gut, diese Fragwürdigkeit! Imponierend die Harschheit, mit welcher Benn darauf insistiert, dass er der ganz Andere sei, nicht zu vereinnahmen und nicht durch Geld zu zähmen. Eine Schroffheit, die in ein milderes Licht, um nicht zu sagen: Zwielicht getaucht sieht, wer die Lektüre des Briefes fortsetzt: «Für die Verteilung scheint mir zur Zeit Thomas Mann ganz massgeblich zu sein. Alles seine Spezis: Hesse, Gide, Eliot auch. Die Preisgekrönten haben nämlich Mitbestimmungsrecht bei den neuen Rittern, werden gefragt usw...»

REDETE SO EIN UNBEDINGTER? Warf der nicht vielmehr einen ziemlich berechnenden Blick auf den Nobelpreis: Krieg ich nicht – will ich nicht? Und galt das gleiche nicht auch für Chandler, der als Verfasser von Kriminalromanen ohnehin als Nobelpreis-Kandidat ausschied? Stand nicht die Enthaltsamkeit beider Autoren unter dem gleichen Motto, das ich bereits über meinen Absagebrief von 1983 hätte setzen können:

Verweigerung ist das Vergnügen bei Preisen, welche wir nicht kriegen?

Freilich darf selbst der beste Autor nicht damit rechnen, niemals einen Preis zu erhalten bzw. niemals zum Gegenstand einer Ehrung zu werden: Auch Benn ereilte 1951, fünf Jahre vor seinem Ableben, der Büchner-Preis, und Chandler wurde noch in seinem Todesjahr 1959 zum Präsidenten der Mystery Writers of America gewählt. Wie soll der Autor sich in einem solchen Fall verhalten? Um mit einer kurrenten Volksweisheit zu antworten: «Konsequent oder inkonsequent – aber nicht dieses ewige Hin und Her.»

Konsequent war Thomas Bernhards Reaktion, als er davon erfuhr, Ernst Jandl sei als Präsident der Grazer Autorenvereinigung beim österreichischen Bundes-

minister für Unterricht, Kunst u. Sport, mit der Bitte vorstellig geworden, dass ihm «aufgrund seiner Verdienste um die österreichische Literatur der Titel Professor verliehen wird». Dem zuständigen Beamten schrieb Bernhard am 27. März 1986: «Sehr geehrter Herr Dr. Temnitschka, ich nehme seit über zehn Jahren weder Preise noch Titel an und natürgemäss auch nicht Ihren lächerlichen Professorentitel. Die Grazer Autorenversammlung ist eine Versammlung von untalentierten Arschlöchern. Mit freundlichen Grüßen Ihr Thomas Bernhard.»

Konsequent handelte auch Theodor Fontane, als ihm 1891, im schon recht reifen Alter von 70 Jahren, der Schiller-Preis verliehen wurde, übrigens zusammen mit Klaus Groth. Zweimal, in Brief und Tagebuch, äussert er sich zu diesem Vorgang. Aus Kissingen schreibt er an den Redakteur Karl Frenzel: »Erst zwei Tage vor meiner Abreise brachte ich in Erfahrung, dass, bei Gelegenheit der Schiller-Preis-Geschichte, die Nationalzeitung freundliche Worte für den Begegneten gehabt hat. Mein Dankesgefühl ist um so grösser, als ich mich kaum entsinnen kann, ein Ereignis der Art mit so sauersüsser Miene aufgenommen gesehen zu haben. Einige steinalte Geheimräte haben mir gratuliert, sonst ist das

Nichtgratulieren mit einer Konsequenz durchgeführt worden, daß sie den Charakter von Charakter annahm und mir beinah

imponierte. Dies ist ganz ernsthaft gemeint. Solch gesinnungstüchtige Opposition ist doch immer noch besser als die krampfhalte Beglückwünschung mit dem Dolch im Gewande. Am Erheiterndsten war meine junge Garde. Sie verfuhr wie jene Negerstämme, die sich erst einen Götzen machen und ihn prügeln, wenn er ihnen nicht mehr passt oder hinter ihren Erwartungen zurückbleibt.»

Im Tagebuch wird Fontane noch deutlicher: «Ende April erfahre ich, dass ich den Schiller-Preis erhalten habe, was mich natürlich sehr erfreut, vielleicht am

meisten wegen der dreitausend Mark. Denn mit der Ehre ist es so: Im Publikum sind einige (auch nicht viele), die's mir gönnen, unter den Kollegen eigentlich keiner; jeder betrachtet es als eine Auszeichnung, die meinen Anspruch darauf übersteigt. Nun, auch gut. Es ist nicht alles Schwindel, aber doch das meiste.»

Auch all die Reinheitsgebote in Sachen Kunst? Wie, wenn die ihren Ursprung nicht in schieler Unbedingtheit, sondern

schnöder Missgunst hätten? Für jemanden wie Witold Gombrowicz, den Verfasser des unsterblichen

Ferdydurke, war das keine Frage. Als ihm im Jahre 1967 der Internationale Verlegerpreis zugesprochen wurde, 20 Tausend Dollar, damals eine Menge Geld, gönnte er sich ein Autochen sowie ein noch exquisites Vergnügen, das er ohne Scheu seinem Tagebuch anvertraut: «Sofort nach Erhalt des Preises fertigte ich mir eine Liste meiner literarischen Feinde, und auf gut Glück aus ihr den oder jenen herausfischend, sättigte ich mich in der Vorstellung mit dieser verzweifelten Säure...»

Bernhard, Fontane, Gombrowicz – wem, lieber Horst, wirst Du nacheifern, wenn Du Deinen ersten Preis empfängst? Oder gar Deinen ersten Ersten Preis? Das fragt schon mal prophylaktisch Dein Preisträger und Patenonkel Robert G.

PS: SOLLTEST DU, LIEBER HORST, jemals in die Situation kommen, einem Kollegen eine Auszeichnung zu missgönnen, dann möchte ich Dir als Formulierungshilfe ein altes Wort ans Herz legen, das für mich neu war, als ich unlängst in den Tagebüchern Friedrich Bodenstedts darauf stiess (Bodenstedt und Dingelstedt waren Münchener Literaten, beim König handelt es sich um den bayrischen König Maximilian II.): «3. Dezember 1857. Sehr missfallen hat es mir, dass der König Dingelstedt den Kronenorden verliehen hat. In diesem Fall passt wirklich das alte Wort: Früher haben sie die Lumpen ans Kreuz geheftet, heute heften sie die Kreuze an die Lumpen.»

Es ist nicht alles Schwindel, aber doch das meiste!

Konsequent oder inkonsequent – aber nicht hin und her.